

*Sehr geehrte Betreiberin des Stores,*

zum haben Sie sich im Westend eingerichtet, kennen sich etwas aus, es heißt also nichts mehr, erzähle ich Ihnen, das Westend sei ein schlechter Ort, insbesondere um dort zu leben. Sie wissen bereits, es ist anders. Allerdings - und das wissen Sie vermutlich nicht - war das Westend bereits ein deutlich besserer Ort vor ihrem Einzug. Und damit möchte ich Sie persönlich nicht weinern, denn Sie alleine hätten wir schon aushalten können, sondern die gesamte Gentrificationclass, die seit ein paar Jahren beispielsweise die Schwannhauserstraße vereinanzuhrt.

Das unangenehme an der Woinnnehmung ist nicht die Veränderung als solche, sondern ihre Romantifikation und deren zugrundeliegende Ideologie, die in einem insensiblen Westender Propagandablätchen auf erstaunliche Weise kultiviert. Im Stile deutscher Kolonialheften mobilisiert das Magazin für einen kulturellen Eroberungsprozess, so als ob eine weiße deutsche „Elite“ höher geholt hätte, um die wirtschaftlich leeren Räume im Westend endlich ökonomisch und kulturell nutzbar zu machen.

Um Gentrifikation soll es hier nur am Rande gehen, zentral ist Sie - für kleinbürgerliches Sozialisationsregime vor Augen - nur soviel wie nötig fordern möchte. Dennoch etwas dazu, auch auf die Gefahr hin, dass Ihre Storn Fäden schlägt. Der sogenannten „Aufwertung“ von Stadtvierteln gehen Stadtplanung und die Bewegung von Kapital vorans. Stadtplanerischen Entscheidungen und Kapitalströme haben die Grundlagen der Gentrifikation im Westend schon lange vor Ihnen Eintreffen gelegt - zu Lasten der Migranten- und Arbeitermilieus. Sie sind automatisch Subjekt und Teil der weißen Mittelschicht, das es Infolge einer solchen Planung nachgerade anspricht.

Sicher machen Sie sich das nicht bewusst, wenn Sie Ihren Laden just aufsperrten. Es ist auch angenehmer sich das eigene Wirken in einem „Westend Chic“ anzulügen, als es als Teil einer Planung zu begründen. Nun ist ein Gentrifikationsprozess nicht aufzuhalten und wenn, wäre die Frage nicht an Sie zu richten. Aber aufgrund des kolonialistischen Habitus aus Reihen Ihrer Kreise sind schon genug Sie zu belästigen. Zumal Ihre Waren und Dienste - und das wenden Sie sicherlich schon bemerkt haben - für die meisten Anrüssigen einen geringen Gebrauchswert haben, ausgenommen bewagte deutsche Kleinbürgerrunde, die sich ihre Leistungen im Kreis reicht.

Ein schönes Anblick ist ein Schweinsober nämlich nicht, das Nichts als einen verknüpferten Yippee vor einem Apple-Rechner einzumt. Auch die humanitäre - und ganz gerecht - erfolgreiche Gütern ist so entbehrlich, wie das Packen Landpomeranzen, das im Café Maras an kalten Sonntagen die Schwelger von innen beschlagen lässt. Von den Ess Tanten ganz zu Schweigen, deren morbider Adressat in heißen Tagen bis auf die Straße müffelt. Das kostenlose Magazin, das mit störrischer Zuversicht im Jahrhundertwendedesign sowie dem dazugehörigen Jargon daherkommt, ist zudem von einer inhaltlichen Unsympathie, dass man die „besten Kautschucken im Westend“ gar nicht mehr finden will, weil die peinlichen Mitvierziger-Civvieser einen *de profundos* die Schwärze bereits ins Gesicht getrieben haben. Ich hoffe, die Mehrheit erweist sich als ökonomisch nicht tragbar und wir sehen im Westend einer Gentrificationclass entgegen, die mit weniger lautem Halali auskommt.

Hochachtungsvoll  
Ist Caspar Schmidt / Hinterland-Magazin

Der Brief des Anstoßes... In der Hoffnung, möglichst heftige Reaktionen zu provozieren - und diese als Ausgangsmaterial für seinen Debattenbeitrag zu den Gentrifizierungsprozessen im Westend zu nutzen - hat unser streiftbarer Kollege Caspar Schmidt sämtlichen Anzeigenkundinnen und -kunden des Westend Magazins, im Westend beheimatete Ladenbesitzerinnen und -besitzer, sowie Gastronomie und Gewerbe Betreibende, mit einem geharnischten Brief in reichlich übellaunigem Tonfall bedacht. Zwar galt der Angriff nicht den Personen selbst, doch Schmidts Jargon war rüde genug, dass sich einige der Adressaten bedroht und angegriffen fühlten und sogar in Erwägung zogen, die Polizei zu alarmieren. Andere der angeschriebenen Neu-Westendlerinnen und -endler griffen beherzt zum Telefon und trafen auf ein völlig argloses Flüchtlingsratsteam, das nichts von Schmidts Briefattacke wusste, sich aber nun mit dem ungebremsen Zorn aus dem Westend konfrontiert sah. Ein besonders Empörter bestieg sogar kurzerhand seinen Roller und tauchte frühmorgens im Flüchtlingsrat auf, um seinem Ärger Luft zu verschaffen. So tosten die Wellen der Empörung aus dem Westend hinaus, wieder hinein und noch einmal hinaus. Hier also zwei Debattenbeiträge zu einer Diskussion, die dadurch noch lange nicht beendet sein wird.

# Ein Viertel im Aufbruch



Im Münchner Westend feiern junge Kulturschaffende ihren Einzug. Sie kaufen bio, beziehen Ökostrom und haben keine Autos – womit auch kein Auto in Rauch aufgeht. „Open Westend“ oder *Westend Magazin* heißen die Abrissbirnen einer Bourgeoisie, die auszog, um dem bürgerlichen Mief der Vorstadt zu entkommen, aber nicht im Stande war, ihn abzustreifen. Von Caspar Schmidt

Caspar Schmidt  
*lebt und arbeitet in  
einer ausgebauten  
Garage im Westend*

Wir haben zusammen James Bond gespielt, ein Computer aus Pappkarton war die Zentrale. Unsere Eltern hatten den Mix aus Waldmeistersirup nicht zu rühren, sondern zu schütteln, und vor allem nicht während der Actionszenen zu servieren. Ich übernahm die Rolle von Miss Moneypenny, aber nur einmal. Viele Jahre später begab sich mein ehemaliger Spielgefährte und Nachbar dann nach Leipzig und studierte die Leipziger Schule. Heute ist er unregelmäßig in München, zumeist in Berlin, in München nur, um Bilder auszustellen. Seine Bilder sind grobe Schinken. Wochen benötigt er, die flächigen Ölschichten aufzutragen und zu berubbeln, bis ein weiteres Monument verspielter Gewalt angefertigt ist, um die Betrachtenden liebevoll damit zu erschlagen. Nach seinen Münchner Gastspielen sitzen wir gelegentlich noch bei einem Kranz Bier, reden, in der Regel über die aktuellen Fußballergebnisse. Manchmal dann auch über Kunst. Was denn die Kunst- und Kulturstadt München so hermache, habe ich ihn einmal gefragt. Daraufhin er: „Die großen Kunsthäuser zeigen schon Beeindruckendes. Hingegen hat die Münchner Kunstszene schlechthin seit langem nichts Erstaunliches mehr auf die Leinwand gebracht.“

Mit seiner Expertise befand sich mein Freund in guter Gesellschaft. Schon Lion Feuchtwanger kritisierte die Münchner Kunstszene: „Es war nicht viel echt an dieser Stadt, eigentlich nur die Umgebung, die schönen staatlichen Bilder- und Büchersammlungen, der Karneval und wahrscheinlich auch, aber davon verstehe ich nichts, das Bier. Die Stadt hielt damals noch viel auf ihre Tradition als Kunststadt. Es war aber nicht weit her mit dieser Kunst. Vielmehr war sie eine aka-

demische, wichtigmacherische, spießbürgerliche Institution, von einer zähen, dumpfigen und geistig nicht gut gelüfteten Bevölkerung, im wesentlichen aus Gründen des Fremdenverkehrs beibehalten.“

## Im Westend nichts Neues

Was Feuchtwanger damals noch entmystifizieren musste, gibt heute die Münchner Kunstszene ohne Not von sich Preis. Auf der Webseite von „Open Westend“, einem Zusammenschluss so genannter „Kreativer“, werden „Führungen“ durchs Münchner Westend mit den Worten angepriesen: „Entdecken Sie mit uns die Künstler-Ateliers im Westend! Gemeinsam schauen wir hinter die Kulissen und gewinnen einen faszinierenden Einblick in das vielfältige, kreative Schaffen im Westend. Erleben Sie, wie sich das lebendige Stadtviertel wandelt und zu einer der ersten Adressen für Kreative in München avanciert.“ Die Verschmelzung von Fremdenverkehr und Kunst ist diesen Zeilen leicht zu entnehmen, sowie die leise Vorahnung der „Kreativen“ selbst, kaum etwas Echtes bieten zu können, außer die originelle Umgebung, die als Prädikat „Westend“ zur Dachmarke transformieren soll. Ohne Kapitalbesitz und ohne Aussicht, die eigene Arbeitskraft in den Dienst des Kapitals zu stellen, wird das Naheliegendste, die Nachbarschaft, kurzerhand in ihr proletarisches Kapital umgedichtet. Die Nachbarschaft verwerte sich aber nur gewinnbringend – so die Annahme – mit dem Einrühren ihrer künstlerischen Arbeitskraft. Nebenbei scheint diesen „Kreativen“ die Fähigkeit ganz abhanden gekommen, etwas um seiner selbst willen zu lieben oder zu tun, wie es die Kachelofenbauerinnen und -bauern zu tun pflegten, als sie

die Innenseiten der Kachelöfen einzig zu ihrer eigenen Erbauung verzierten.

Vierteljährlich grüßt die Kot-Orgel

Ein erheblicher Anteil der Westend-Schickeria annonciert im eigens dafür erschaffenen *Westend Magazin*. Der Begriff Magazin im Namen ist irreführend, es handelt sich dabei um ein vierteljährlich wiederkehrendes Marketinginstrument, das spielt, ein Magazin zu sein, dessen Artikel Journalismus und Werbung vereinen. Das schwer Erträgliche am *Westend Magazin* ist nicht das Ansinnen zu Werben, sondern die Behauptung, das neue Bürgertum würde die vermeintlich leeren Räume im Westend endlich kulturell urbar machen und der darin mitschwingende koloniale Eroberungsfuror. Sie nehmen sich als Aktivposten eines „Viertels im Aufbruch“ wahr – namentlich beschrieben als „Eidgenossen“ – denen das Westend überall dort ein schwarzer Fleck ist, wo sie noch nicht aufgeschlagen sind. Ein notorisch veröffentlichter „Westend Plan“ verstärkt die kolonialisierende Attitüde. Er zeigt eine Karte des Westends, die das neu eroberte Terrain markiert.

Westend, Green End, Dead End

Die Rufe nach einer weiteren Begründung des Viertels wiederholen sich dabei chronisch. Es stimmt schon: Das Westend hätte mehr Bäume und Grünflächen verdient – wenn es nicht so wäre, dass die heimelige Straßenbepflanzung eine „Aufwertung“ bedeutet, die dem Prozess der Gentrification in die Hände spielt. So dreht sich eine an sich gute Sache in der Marktwirtschaft ins Negative, sind die Wanderbäume Galionsfiguren der Aufwertung und die Sargnägel der ansässigen Bevölkerung. Besonders unappetitlich lesen sich die Beiträge im *Westend Magazin* immer dann, wenn es um die Gentrification geht. So stellt ein Autor im Beitrag „Vom Westend zum Green End“ fest: „Natürlich erfreut man sich als Teil der neuen Szene über heimelige Straßencafés, schicke Klamottenläden und an hübsch feilgebotenen Kaffee-Maschinen. Sind diese Dinge doch für uns deutlich attraktiver als getünchte Schaufensterscheiben hinter denen sich eine uns nicht erschließbare Welt auftut“. Der Autor schreibt weiter: die „Neuen“ bringen auch „die Nachfrage nach einem nachhaltigeren, grüneren Lebensstil“ mit. Und ihnen ist der „Griff ins Bio-Kühlregal“ bestenfalls nicht genug, sie beziehen auch Ökostrom. Die letzten Worte des Beitrags: „Westend, Green End, Happy End“.

In Berlin würde ein Kolonialherrentum, welches diese

„nicht erschließbare Welt“ der mehrheitlich Nicht-Deutschen zwar faktisch verdrängt, aber gleichsam den Gedanken mitliefert, immerhin genese die Welt damit, mit brennenden Autos und eingeschlagenen Schaufensterscheiben quittiert. In München ergab sich daraus nicht mehr, als dass die Redaktion des *Westend Magazins* und dessen Finanzier einen von mir verfassten Brief erhielten, auf den bemerkenswerte Antworten folgten. Unter anderem von Boris von Johnson, der sich – anders als seine Kolleginnen und Kollegen – wenigstens artikulieren kann und auf dessen Beitrag in diesem Heft ich schon gespannt bin. Ich erhielt aber auch Antworten vom *Westend Magazin* selbst. Mit einem wirren Zitat daraus, das die „spießbürgerliche Institution einer zähen, dumpfigen und geistig nicht gut gelüfteten Bevölkerung“ gut einfängt, will ich die geneigten Leserinnen und Leser nun aus diesem Beitrag entlassen:

*Hat Marx den Sozialismus so angedacht, wie er umgesetzt wurde? Ist es im Sinne des Menschen? Und ich rede nicht von aufgezwungene Kulturen, sondern von dem Menschen, der in der Evolution so geschaffen wurde, wie er heute ist. Der in freien Entscheidungen es so machen darf, dass es mit den Grundgesetzen vereinbar ist. Dass er tun darf, was er mag oder wozu er fähig ist. Sind alle schlecht, nur sie nicht, wow!!! [...] Erst bei sich anfangen und die Pizza dann wieder selber backen und nicht beim Lieferservice bestellen und auch bitte kein Bier mehr trinken, denn das haben ja die Chinesen erfunden, wie auch die Nudeln, die sich sich vermutlich mehrmals in der Woche leisten. Oder sind sie Fleischesser, dann sind sie verantwortlich, das alles wegen dem Futter gerodet wird und und und!! <*